

## Buchbesprechung / Replik



Nachbemerkung zu Armin Steins Buchbesprechung  
*Matsuo Bashō und die haibun-Literatur*  
in den OAG Notizen 9/2015

von Robert F. Wittkamp (Kyoto)

Die Buchbesprechung von Herrn Stein ist abrufbar unter:

[https://oag.jp/img/images/reports/Notizen\\_1509-Rez\\_Stein.pdf](https://oag.jp/img/images/reports/Notizen_1509-Rez_Stein.pdf)

Zunächst einmal ist Herrn Stein dafür zu danken, das Buch wahrgenommen und bereits so früh nach dem Erscheinen vorgestellt zu haben, denn in der deutschsprachigen Japanologie ist das die bisher einzige Reaktion. Das wäre nicht weiter tragisch, da die Nichtwahrnehmung

gewiss keine Ausnahmeerscheinung ist. Daher soll einmal der Grund dafür angesprochen werden, die Sache dennoch zum Thema machen zu müssen.

Matsuo Bashōs *Oku no hosomichi* liegt auf Deutsch in zwei vollständigen und einer bereits 1935 von Hans Ueberschaar vorgelegten Teilübersetzung mit vorbildlichem Anmerkungsapparat vor. Im Englischen schlossen sich an die 1933 erschienene Erstübersetzung von Isobe Yaichirō mindestens elf Versuche an, vollständig oder gekürzt, sodass mit Sicherheit behauptet werden kann, es mit dem meistübersetzten Werk der vormodernen japanischen Literatur zu tun zu haben. Dabei hat sich jedoch ein merkwürdiges Ungleichgewicht eingestellt. Denn trotz dieser vielen Übersetzungen gibt es außer meinen Arbeiten keine Monographie zum *Oku no hosomichi*, und auch die exklusiv diesem Werk gewidmeten Fachaufsätze ließen sich an den Fingern eines Sägewerksarbeiters abzählen. Die deutschsprachige Japanologie scheint nach ihren Anfängen bei Karl Florenz kein großes Interesse an der monographischen Aufarbeitung vormoderner japanischer Werke zu hegen, aber selbst im wissenschaftlichen Diskurs der englischsprachigen Japanologie ist das Werk auffallend abwesend. Die von Stein besprochene Arbeit ist die zweite Monographie, die der Autor in der Reihe „Deutsche Ostasienstudien“ zum *Oku no hosomichi* vorgelegt hat, was zum nächsten Thema überleitet.

Stein fasst die Ziele der Arbeit wie folgt zusammen: „Robert F. Wittkamp versucht in seinem Buch Bashōs Pfade durch das Hinterland und die *haibun*-Literatur mittels Erzähltextanalysen grundsätzlich zu klären, was unter *haibun* zu verstehen ist, und davon ausgehend die Frage zu beantworten, ob Bashōs *Oku no hosomichi* diesen Kriterien entspricht“ (9/2015: 57). Das aber ist nur bedingt richtig, denn erstens ist *haibun*

nur eines der Themen der Arbeit, bei dem es aber nicht um die Klärung der Frage geht, was darunter zu verstehen ist, sondern was die japanische Forschung, welche die Beschreibung als *haibun* anbietet, darunter versteht. Und schon gar nicht geht es in den Analysen um die Frage, ob das Werk den extrem unscharfen Kriterien der japanischen *haibun*-Forschung entspricht. Ganz im Gegenteil distanziert sich die Arbeit von japanischen Diskursen, beispielsweise indem sie einen gewissen Humor oder Themen wie den „unzuverlässigen Erzähler“ herausarbeitet. Manche dieser Aspekte kommen in japanischen Analysen nicht nur nicht zur Sprache, sondern werden geradezu tabuisiert, wie die Unbarmherzigkeit des Erzählers, den kranken Reisebegleiter allein auf den weiten Weg nach Hause zu schicken, um selbst noch einen Tag länger im Yamanaka *onsen* bleiben zu können, und die daran anschließende inszenierte Einsamkeit, die sich später als Finte erweist. Der Grund dürfte darin zu suchen sein, ja keinen Schatten auf den nahezu als heilig erachteten Autor Bashō fallen zu lassen.

Kurz – für die Arbeit ist das *haibun*-Thema nur insofern von Relevanz, als es sich auch der Frage widmet, was eine Lektüre im Sinne von *haibun* bedeutet. Der *haibun*-Begriff ist gewissermaßen der Aufhänger für eine Reihe von Analysen zu ausgewählten Abschnitten, bei denen es schwerpunktmäßig zum einen um die Aufdeckung von inner-textuellen Zusammenhängen und zum anderen um eine Lesung als literarische Erzählung geht. Auf diese Aspekte zielt „Erzähltextanalysen“ im Untertitel der Arbeit ab, aber Stein scheint nur *haibun* wahrzunehmen, zumal „Wittkamps narratologischer Diskurs [...] sich zweifellos eher an ein linguistisch-japanologisches Fachpublikum [richtet] und einen nur allgemein an Japan und seiner Literatur interessierten Leser bisweilen überfordern [dürfte]“ (9/2015: 60). Dem Verfasser dieser Nachbemerkung ist angesichts der Präsenz des Werkes im Rahmen der Weltliteratur zwar nicht klar, in welcher Hinsicht sich Ekkehard Mays ebenfalls besprochene, annotierte Übersetzung von Bashōs Kurzprosa mehr an den „allgemein interessierten Leser“ richtet. Gewiss aber hat Stein recht, dass es bei den Erzähltextanalysen „bisweilen“ etwas kompliziert wird. Das muss es aber auch. Denn erstens lassen sich komplexe Zusammenhänge eben nicht einfach erklären, und zweitens vermag es nur die dichte Beschreibung (*thick description*), beispielsweise die Zusammenhänge von Prosa und Haiku sichtbar zu machen oder gegen gewisse Voreinstellungen anzugehen, die auch Stein demonstriert, wenn er das Werk immer noch als „Reisetagebuch“ (9/2015: 57) einer tatsächlich unternommenen Reise mit dem Autor als Erzähler darstellt. Die besprochene Arbeit versucht dagegen den Nachweis eines literarischen Werkes, bei dem Bashō als Autor – nicht der unbekannte Erzähler! – mit seinem Versuch gescheitert ist, ein fiktionales Werk zu schreiben.

Dass sich die Arbeit an ein literaturwissenschaftlich und narratologisch interessiertes Publikum wendet, machen Titel und Untertitel deutlich und bräuchte nicht näher erwähnt werden. Erwähnt werden sollte vielmehr, dass es eine Arbeit gibt, die von den japanischen Vorgaben abweicht und sich dem Werk auf eine andere Art und Weise nähert.

Bezüglich des *Oku no hosomichi* resümiert Stein wie folgt: „Tief beeindruckt zeigt sich der Dichter, der auf seiner stetigen Wanderung immer wieder Abschied nehmen muss, vom Gefühl der Vergänglichkeit und Flüchtigkeit des menschlichen Daseins“ (9/2015: 57). Dem ist nichts entgegenzusetzen, zumal es die Beschreibung ist, die sich mehr oder weniger wörtlich auf allen Buchrücken und Bauchbinden finden lässt. Und es ist auch genau das Bild, das wohl jeder bei der Lektüre erwartet und bestätigt haben möchte. Aber zu zeigen, dass dahinter gewissermaßen der Schelm lauert und mit Witz und Humor noch ganz andere Dinge zu Sprache bringt, dass es mitunter also um *haibun* geht, ist ein besonderes Ziel der Arbeit. Wie in der vorangehenden, thematisch auf Landschaft und Erinnerung ausgerichteten Untersuchung liegt das allgemeine Ziel in dem *close reading* eines literarischen Textes, und zwar nicht einer Übersetzung ins moderne Japanisch oder eine Fremdsprache, sondern eben des Originaltextes. Was, wenn nicht Steins Beschreibung als narratologischer Diskurs für ein linguistisch-japanologisches Fachpublikum mit drohender Überforderung, sollte den „allgemein interessierten Leser“ davon abhalten, eine Lektüre zu wagen, die dem Werk als literarischem Werk nachgeht, indem es seine raffinierte Vieldeutigkeit aufdeckt?